

*Henri Lesewitz*

# Endlich Rasen



*Ein Abenteuerversuch  
auf dem ehemaligen  
innerdeutschen  
Grenzstreifen*



DELIUS KLASING

*Henri Lesewitz*

# Endlich Rasen

*Ein Abenteuer Versuch auf dem ehemaligen  
innerdeutschen Grenzstreifen*

*Delius Klasing Verlag*

# Inhalt

|  |     |
|--|-----|
| 1. Intro .....                                   | 7   |
| 2. Keine Lust auf Thiza .....                    | 21  |
| 3. Narbe der Freiheit.....                       | 39  |
| 4. Die Kraft der zwei Beine .....                | 55  |
| 5. Hammer, Zirkel, Pärchentanz.....              | 71  |
| 6. Ewig trommelt das Harz-Baumwoll-Gemisch ..... | 87  |
| 7. Endlich unendlich .....                       | 101 |
| 8. Hauchzarte Selbsterhärtung .....              | 115 |
| 9. Mausestotes Schreckgespenst .....             | 125 |
| 10. Insel der Glückseligkeit .....               | 141 |
| 11. Geisterbahn der Geschichte.....              | 153 |
| 12. Heimatstube .....                            | 165 |
| 13. Flieger, grüß mir die Sonne .....            | 175 |
| 14. Franky, König.....                           | 187 |
| 15. Sorge und Elend .....                        | 201 |
| 16. Ruinen der Hoffnung .....                    | 219 |
| 17. Inkubation ins pure Jetzt .....              | 235 |
| 18. Ausblick mit Schießscharte .....             | 251 |
| 19. Nummer 145 .....                             | 265 |
| 20. Endstation Erlebnishier.....                 | 275 |

1.

# Intro



Die Revolution erreichte ihren Höhepunkt zeitgleich mit mir. Während der gesamtdeutsche Vereinigungsakt sekundenpünktlich um Mitternacht mit einer gigantischen Vernichtung von Pyrotechnik vollzogen wurde, mühte ich mich unter einer Rick-Astley-Bettdecke auf meine Art, der Relevanz des historischen Ereignisses gerecht zu werden. Es war der abgeklärteste Sex meines Lebens. Auf Grundlage der ersten freien Volkskammerwahl im März beschlossen. Ein halbes Jahr vorbereitet. Im Oktober schließlich plankonform ausgeführt. Ich drang als Bürger der Deutschen Demokratischen Republik in Katja ein. Und als ich mich neben sie rollte, war ich Bürger der Bundesrepublik Deutschland.

Ich bin Katja noch heute dankbar dafür, dass sie meine Inszenierung nicht versaut hat, indem sie die Nacht mit ihren Freundinnen in einem dieser gottlosen Trinkzelte verbrachte, die als Rahmen von Schwarz-Rot-Geil-Saufgelagen in jeden Winkel der Stadt gezimmert worden waren. Die deutsche Wiedervereinigung hatte Besseres verdient. Etwas von höherer Symbolkraft. Etwas, das die Erinnerung zuverlässig gegen das Verblässen imprägnierte. Etwas, das sich um das großartige Ereignis wie eine Versiege-

lung legt, wie um den ersten Kuss und das erste Mal. Sollten sie sich in den Zelten ruhig den Verstand wegsaufen. Die Körper in Deutschland-Hemden vom Fidschi-Markt gesteckt, benebelt von der Eruption aus purem Jetzt, den Westschlagern, dem Westbier, den Westschnäpsen, dem Westgeld, dem Westgefühl. Ich wollte es schwerelos, beschwingt, sinnlich. Vier Jahrzehnte lang war Deutschland geteilt gewesen. Und nun, einfach so im Liegen, in Stimmung gebracht mit einer Flasche Erdbeerschaumwein für Zweineun-undneunzig: Deutschland, einig Vaterland!

Es war lausiger Sex. Proformafummelei zur festgelegten Zeit. Ich hätte mich schämen sollen dafür. Der einleitend absolvierte Zungenkuss schmeckte mechanisch, routiniert, kein bisschen nach Gier. Ich spürte keine Erregung bei Katja. Nicht in ihrer Zunge. Nicht in ihrem Atem. Ich hörte kein Keuchen, kein Stöhnen. Ich hörte nur das grauenvolle »... But Seriously«-Album, das ich in Vorbereitung des Abends in dem festen Glauben von einer Originalkassette meines Vaters überspielt hatte, Phil Collins könnte mir die Arbeit des Vorspiels abnehmen. Phil Collins, so war ich mir sicher, würde Katja mit seinem Schmachtesang aufweichen und gleichzeitig in einen brodelnden Vulkan verwandeln. Ich wusste nicht, dass Phil Collins zuverlässig nur Ersteres bewirkt. Mit jedem Song spürte ich ein beiderseitiges Nachlassen an Leidenschaft. Als »Another Day in Paradise« kam, waren wir endlich nackt genug. Zwei Lieder später wären wir wahrscheinlich eingeschlafen. Ich kletterte zwischen Katjas Schenkel, zog die Rick-Astley-Bettdecke über unsere Körper, schloss die Augen und dachte an Babette Köhler, die Barfrau vom »Kunterbunt« mit dem sensationell geformten Körper, während Katja Ekstase simulierte. Der Sex war nicht halb so aufregend wie ein Kreuzworträtsel.

Ich war nicht verliebt in Katja und sie nicht verliebt in mich. Jedenfalls nicht mehr so wie vor 14 Monaten, als wir uns bei einer Diskoveranstaltung im Waldbad das erste Mal nähergekommen waren. Sie stand allein neben der Tanzfläche. Ich trug Krepeljeans zu Arbeitsschuhen mit neongrünen Schnürsenkeln und spürte die rebellische Kraft meiner spraygestützten The-Cure-Frisur. Der DJ begann im richtigen Moment mit der Kuschelrunde. Ich schmeckte, dass sie Pfefferminzlikör getrunken hatte. Ab diesem Moment waren wir zusammen. Ein Tag, an dessen Details ich mich heute weniger erinnern kann als an die Nacht der deutschen Wiedervereinigung.

Phil Collins war ruhig. Ich hatte das Album auf eine goer-Kassette überspielt. Die A-Seite war durch und ich war froh, dass Katjas RFT-Kassettenrekorder nicht über die Funktion »Auto Reverse« verfügte, wie die ganzen neuen Westgeräte, die es seit ein paar Wochen überall zu kaufen gab. Phil Collins klang nach Stricken und Staubwischen. Er klang nach Pärchentanz und Elternsex. Die Stille klang hervorragend.

Ich lag unter Rick Astley und hörte die Raketen explodieren, die Katjas Zimmer noch Minuten nach der Stunde null im Grüngelbrot-Verlauf färbten. Ich spürte das Absterben meines Armes. Ansonsten spürte ich gar nichts. Es war in jeder Hinsicht die Stunde null.

Es war nicht Katjas Schuld. Es war diesmal auch nicht der Alltag, der das Kribbelgefühl weggeschubbert hatte. Es war das Jetzt, das sich immer schneller zu drehen begann. Ich war 18 Jahre alt und spürte, dass die Welt da draußen auf mich wartete. Ich spürte, dass alles möglich war mit Westgeld und ohne Grenzen. Ich spürte, dass ich nicht abendlang im Kinderzimmer von Katja herumsitzen sollte, das immer noch deckenhoch mit »Bravo«-Postern und Westverpackungen tapeziert war und in dem eine Garnitur Rick-Astley-Bettwäsche das ihrer Meinung nach optische Highlight bildete – bezahlt am Nachmittag des 11. November 1989 vom bundesdeutschen Steuerzahler in Form von Begrüßungsgeld. Ich hatte keine Lust mehr, mich beim Petting unter Rick Astley zu verstecken, aus Angst vor Katjas pruder Mutter, die auf ihren regelmäßigen Patrouillengängen Apfelmost und Kuchenstücke ins Zimmer trug. Genau genommen hatte ich nicht einmal mehr Lust auf Katjas Nähe. Ich spürte, dass mein Leben jetzt erst richtig anfing. Die DDR war mausetot. Ich war Bürger der Bundesrepublik Deutschland. Ich besaß ein nagelneues Mountainbike mit 21 Gängen. Ich hatte 248 D-Mark auf dem Konto. Ich fühlte mich wie Gott.

Die DDR war weg. Ich konnte jetzt alles tun. Ein Fitnessstudio eröffnen. Eine Kneipe. Türsteher werden. Animateur auf Mallorca. Oder einfach mit dem Mountainbike um die Welt fahren. Die Beerdigung des Staates, der meine Heimat gewesen war, stellte das größtmögliche Glück für mich dar. Ein paar Monate zuvor hatte dieses Land mein Leben zerstört. Dass es nun plötzlich nicht mehr da war, dass es innerhalb von wenigen Monaten dem Territorium der Bundesrepublik angegliedert wurde, kam mir selbst in der Nacht der Wiedervereinigung noch unbegreiflich vor.

Mein Leben hatte so begonnen, wie es die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands vorgesehen hatte. Kindergrippe. Kindergarten. Polytechnische Oberschule. Ein geregeltes Hineinwachsen in eine geregelte Zukunft, die durch nichts anderes gefährdet war, als durch den imperialistischen Aggressor USA und seinen Verbündeten, die BRD. Der Aggressor nämlich wollte uns und unsere sozialistischen Bruderstaaten hinterrücks überfallen und seine grausamen Atombomben auf uns werfen, wie er es schon in Hiroshima und Nagasaki getan hatte. Um uns dann dazu zu zwingen, sein kapitalistisches Ausbeutersystem gut zu finden, in dem es nur Armut, Unterdrückung und Obdachlose gab. Jedenfalls wurde uns das so von der Partei gesagt. Und die sollte es ja wissen.

Mein Vater arbeitete als Schlosser in einem volkseigenen VEB-Kombinat. Meine Mutter war Facharbeiterin für Schreibtechnik, also Sekretärin. Auch sie arbeitete in einem volkseigenen VEB-Kombinat. Wir waren eine ziemlich durchschnittliche DDR-Durchschnittsfamilie, die sich von anderen durchschnittlichen Durchschnittsfamilien eigentlich nur dadurch unterschied, dass wir »Westkontakt« hatten. Das Wort Westkontakt klang konspirativ und gefährlich. Es schwang der Nebel des Verbotenen mit. Dabei beschrieb es etwas völlig Harmloses. Meine Mutter schrieb sich Nichtigkeiten mit einer Brieffreundin in Hamburg, die sie über den im Westen lebenden Bruder meines Großvaters kennengelernt hatte. Das war offiziell nicht verboten und hatte auch weiter keinen Einfluss auf unseren Alltag. Die Hamburger Brieffreundin mistete hin und wieder ihren Kleiderschrank aus, und statt die abgetragenen Klamotten in die Altkleidertonne zu stecken, trug sie den Kram eben zur Post und schickte ihn zu uns. Meine Mutter bekam vor Aufregung jedes Mal fast einen Nervenzusammenbruch, weil sie im sozialistischen Warenangebot nichts Passendes zum Zurückschicken fand. Ab und an ging dann handgeschnitzte Erzgebirgskunst, die mit viel Aufwand und finanziellem Einsatz besorgt wurde, auf die Reise nach Hamburg, wo der Plunder vermutlich umgehend in den Tiefen eines Kellers verschwand. Und das war es auch schon.

Die Westpakete allerdings waren immer eine große Freude. Man bekam eine Benachrichtigung in den Briefkasten und musste die Sendung dann von der Post abholen. Meist kam die ganze Familie mit. Der Anlass war zu

feierlich. Wir hätten eine Schatztruhe nicht anders nach Hause getragen. Das Öffnen wurde zelebriert. Wir standen im Halbkreis um das Paket herum und bekamen vor Ungeduld fast Herzrhythmusstörungen, weil jedes Teil einzeln ausgepackt und erst einmal lange bestaunt wurde. Einmal blieben nach dem Auspacken vier braune Fellmurmeln übrig, die in einer weißen Kunststoffschale eingeschweißt waren und laut Beipackzettel »Kiwis« sein sollten. Niemand von uns hatte so etwas vorher schon mal gesehen. Die Erklärung in Meyers Lexikon ließ die Gesichtszüge meiner Mutter entgleisen. Kiwi = Australischer Strandvogel. Der Kopf und die Beine schienen schon entfernt worden zu sein. Musste man die Innereien also noch herausnehmen? Und wie verzehrte man die Dinger? Roh, gekocht, gebraten? Wieso schickten die uns so etwas und nicht Kinder-Schokolade und Mars? Tote Vögel! Wie ekelig! Es dauerte ein paar Tage, bis sich ein Freiwilliger für einen Probeschnitt mit dem Messer fand.

Mein Leben schien vorgezeichnet. Ich würde die polytechnische Oberschule abschließen, meinen Wehrdienst bei der Nationalen Volksarmee ableisten und mich dann bis zur Rente als Facharbeiter in einem Betrieb für die Planerfüllung aufarbeiten. Bei einer Heirat würde ich auf die Zuweisung einer Wohnung hoffen können, alle fünf Jahre auf einen Urlaubspatz in einem FDGB-Bungalow in Ostseennähe und nach einer Wartezeit von zehn Jahren eventuell sogar auf die Auslieferung des irgendwann einmal bestellten Trabis.

Es gab nur einen Weg, dem zu entfliehen. Er war sogar relativ simpel. Man musste nur Olympiasieger werden. Sportler genossen in der DDR das höchste Ansehen aller Berufsgruppen, auch wenn sie offiziell den Amateurstatus trugen. Weil die staatseigene Wirtschaft international gesehen eher für Hohn und Spott sorgte, versuchte sich die DDR mit Medaillen Anerkennung zu verschaffen. Das Fördersystem war beispiellos und führend in der Welt. Kein Talent durfte unentdeckt bleiben. Und so grasten die Sichtungslleute aller Sportarten Schulklasse für Schulklasse ab.

Einmal kam beispielsweise der Trainer des Boxvereins in unsere Klasse und unterbrach den Matheunterricht. Er teilte die Jungs paarweise auf und ließ sie auf dem Schulhof mit Boxhandschuhen aufeinander losgehen. Ich bekam Dirk Oschkenat zugeteilt. Ein wunderbarer Zufall, denn ich konnte



Dirk Oschkenat und seine streberhafte Art nicht ausstehen. Dirk Oschkenat war der Sohn eines ranghohen NVA-Offiziers, der jeden Morgen von einem Chauffeur mit einem schwarzen Wolga von zu Hause abgeholt wurde, was sein Angebersohn natürlich stets wortreich ausschmückte, um sich damit zu profilieren. Zwei Wochen zuvor hatte ich bereits eine Schlägerei mit Dirk Oschkenat für mich entschieden. Es ging um die Klärung der Frage, wer in Daniela Kuppka verliebt sein durfte. Die Heulsuse petzte. Ich bekam von der Klassenlehrerin einen Eintrag ins Hausaufgabenheft und von meinen Eltern eine Woche Radioverbot. Jetzt konnte ich mich dafür rächen. Vor den Augen von Daniela Kuppka! Ich zog die Handschuhe über und schlug Dirk Oschkenat mit voller Kraft auf die Nasenspitze. Blut tropfte, Dirk Oschkenat heulte, die Klassenlehrerin schnappte geschockt nach Luft. Diesmal bekam ich keinen Eintrag. Diesmal bekam ich einen lobenden Schulerklopfer vom Sichtungsmann und eine Einladung zum Boxtraining. Ich ging nicht hin. Das Boxtraining war Montag. Montags aber kam auf ARD die Sendung »Spaß am Montag« mit Zini. Und das durfte ich auf gar keinen Fall verpassen, Boxkarriere hin oder her. Die Radsportler trainierten am Dienstag. Das passte besser.

Ich fing an den Sport zu lieben. War das Training im Verein zu Ende, fuhr ich dieselbe Runde noch einmal. Kam ich nach Hause, putzte ich Speiche für Speiche meines metallicblauen Diamant-Rennrades mit Elsterglanz-Politur. Schmutz musste dafür nicht vorhanden sein. Putzen war für mich eine Form der Liebkosung. Mit zwölf Jahren begann ich meine Beine zu rasieren, so wie es mein großes Vorbild tat, Friedensfahrer Uwe Ampler. Mein Altersgenosse Thomas Becker rasierte sich sogar dieselben Geheimratsecken wie Uwe Ampler in den Haaransatz. Das ging mir dann aber doch zu weit. Die Erfolge ließen nicht lange auf sich warten. Im Sommer 1985 wurde ich auf die Kinder- und Jugendsportschule Ernst Thälmann nach Leipzig delegiert, direkt angegliedert an die Weltmeisterschmiede DHfK, die Deutsche Hochschule für Körperkultur und Sport. Ein Aufstieg, der nach heutigen Maßstäben gleichzusetzen ist mit der Berufung eines Nachwuchsfußballspielers aus der Provinz zum FC Bayern München. Am 4. Juli 1985 schrieb mir der Vorsitzende des örtlichen Turn- und Sportbundes einen persönlichen Brief: »Ich bin überzeugt, dass Du auch zukünftig durch